



Kapitel 1

Und dann fängt es auch noch an zu regnen. Zuerst ein paar Tropfen; eine verhaltene Ankündigung dessen, was uns erwartet. So wie der einleitende Schluchzer vor dem Ausbruch des Weinkrampfes, das stoßweise Einatmen mit verzerrtem Gesicht. Ein drohendes Vorspiel, auf das hin sich alle Schleusen öffnen und die Tränen strömen, gefolgt von mehr und noch viel mehr, endlos, wie der warme Golfstrom. Regen.

Zwei kurze Momente ein zögerliches „Tick... tick, tick... tik, tik“, und dann plötzlich die Mauer aus Wasser auf der Frontscheibe, als ob jemand eine Feuerwehrspritze daraufhalten würde. Die Scheibenwischer kommen schon nicht mehr mit, und ich habe eine Sicht, als ob ich auf dem Grund der Nordsee fahre. Ich gehe vom Gas, der Tacho zeigt ungefähr dreißig. Normalerweise gefährlich langsam auf einer Schnellstraße, aber glücklicherweise fahren alle dreißig – abgesehen von einer Handvoll wasserscheuer Autofahrer, die mit blinkenden Warnleuchten auf der Standspur stehen. Es regnet so stark, dass es scheint, als würde das Wasser, nachdem es den Boden berührt hat, vom Asphalt wieder zurückgeworfen, um uns horizontal anzufallen. Regentropfen, die wie kleine Murmeln auf- und abhüpfen.

„Schau nach vorn!“, heult meine Frau auf und verbirgt ihr Gesicht wieder in ein durchweichtes Taschentuch.

Seit unserer Abfahrt aus der Tierklinik, mit dem leeren Anhänger und auf dem Weg nach Hause, hat sie unablässig geweint. Sie sitzt auf dem Beifahrersitz, die Stirn nieder-



geschlagen an das Seitenfenster geschmiegt, und zuckt leicht mit den Schultern – ein stilles Leiden, das langsam in einen unverständlichen Klagegesang übergeht, auf seinem Höhepunkt ein paar deutlich erkennbare Kraftausdrücke bereithält, um dann in einem einsamen Heulen wieder auszuklingen. Und das alles mit einem unerschöpflichen Strom von Tränen. Wie lange kann ein Mensch weinen, wie viele Tränen haben wir, die wir vergießen können? Muss man, ebenso wie ein Marathonläufer, trinken, um den Flüssigkeitshaushalt konstant zu halten? Oder können Frauen in außergewöhnlichen Situationen außergewöhnliche Leistungen vollbringen – wie zum Beispiel einen Lastwagen hochheben, unter dem ihr Baby liegt, oder, wie in diesem Fall, mehr Tränen vergießen, als es biologisch möglich ist, einen See aus einer salzigen Brühe, der in Litern gemessen das eigene Körpergewicht übersteigt? Mascara ist nach dem Rad die beste Erfindung des Menschen, sagt meine Frau immer. Doch für diesen Trärentsunami ist es nicht das Ideale. Sie sieht inzwischen aus wie das Opfer aus einem schlechten Horrorfilm, mit senkrechten, schwarzen Streifen unter den Augen.

Wir kamen an diesem Nachmittag von einem Gespräch, das schlechte Nachrichten für uns bereithielt. Übermittelt wurden sie von einer Dame, die sich zuvor als „Pferdeinternistin“ vorgestellt hatte – für mich schon gleich ein schlechter Start dieser ganzen Konsultation. Eine Pferdeinternistin? Warum tat es nicht auch eine normale Tierärztin? Gab es inzwischen



denn auch schon Pferdeurologen für Pferde, die nicht im Anhänger urinieren können oder wollen? Musste Bonfire nach seiner Pensionierung etwa zu einem Pferdegeriater, um mit einem Leben ohne Piaffe zurechtzukommen? Wenn ich recht darüber nachdenke, lässt sich sicher auch als Pferdepsychiater ein hübsches Sümmchen verdienen. Und warum nicht auch ein Pferdebeziehungstherapeut für Leute, die ihre Pferde schlagen, oder ein Pferdemediator, den man als Konfliktschlichter einschalten kann, wenn ein Reiter eine Traversale reiten, das Pferd jedoch lieber Gras fressen möchte?

Früher am Tag hatte alles noch verhältnismäßig hoffnungsvoll ausgesehen. Auf dem Hinweg plapperte meine Frau ununterbrochen über Wishbone, unseren Junghengst, den wir liebevoll „Böhnchen“ nannten: sein bewegtes Leben von den zarten Anfängen bis zum heutigen Tag, das Pech, das er gehabt hatte, sowie die unerklärliche Krankheit, unter der er jetzt litt. Sie ging all die sechzig möglichen Diagnosen einzeln mit mir durch – es lebe das Internet! Eine Vorlesung über seinen Charakter und seine eiserne Konstitution unterbrach sie, offenbar mit den Nerven völlig am Ende, immer wieder mit kleinen Anekdoten, Hintergrundinformationen zu seinem Stammbaum sowie Ideen für mögliche Therapien, Diäten und Schrittlübungen, um lächelnd mit einem geheimnisvollen „Aber da kennst du Böhnchen schlecht“ zu enden. Böhnchen, der hinten im Anhänger stand, ließ nichts von sich hören. Er war krank und glich bereits seit geraumer Zeit in nichts mehr dem frechen Hengstfohlen, das an sei-



nem allerersten Tag draußen in der Weide über die eigenen Beine stolpernd auf Entdeckungsreise gegangen war. Keine Scheu, keine Angst, kein „Wo bin ich denn jetzt plötzlich? Wo ist meine Mama? Wie groß und grün und gruselig es doch hier ist“ – sondern: hopp, gleich in die große, weite Welt hinaus. Revel, seine Mutter, trottete hinter ihm her und nörgelte leise: „Jetzt bleib mal ein bisschen in der Nähe“. Doch da nahm Böhnchen einen Anlauf, sprang mit viel Kraft über einen kleinen Ast hinweg, rutschte aus und schlug einen unbeholfenen Purzelbaum, federte auf drei Beinen wieder hoch, drehte sich zweimal um die eigene Achse und rammte seiner erschöpften Mutter den Kopf in den Bauch.

Ein drolliges und eigensinniges Tier, vielleicht nicht gerade Muttis Wohlgeratenster, aber intelligent und unternehmungslustig. Natürlich findet meist jeder seine eigenen Kinder am schönsten, also werden wir bei unserem Zuchtprodukt wohl auch nicht ganz objektiv gewesen sein, doch Wishbone gewann schon bald das Herz eines jeden, der uns besuchen kam, um sich das „Baby“ anzusehen. Er biss sich dann mit seinem zahnlosen Mäulchen in einer streichelnden Hand fest und rannte plötzlich mit großen, aufgeregten Augen in einem weiten Bogen auf und davon – seine Mutter hatte es inzwischen aufgegeben, ihn schützend zu begleiten, und begnügte sich damit, sein Treiben von der Grasnarbe aus im Blick zu behalten –, um dann mit einer verstolperten Grätsche wieder vor dem Grüppchen „Ach, was für ein süßes Fohlen!“-rufender Damen in Reitstiefeln zum Stehen zu kommen.



Diesen Wishbone, das ungezügelte Tier mit der Energie einer ganzen Herde Zebras, gab es schon lange nicht mehr. Hinten im Anhänger stand ein trauriger, dreizehn Monate alter Hengst, nur noch ein Schatten des Aufschneiders, der er ein paar Monate zuvor noch gewesen war.

Bei unserer Ankunft sah die Klinik sauber und professionell aus und das stimmte uns hoffnungsfroh. Wir wurden am Empfang begrüßt und ein Blick in die Bücher ergab, dass wir tatsächlich existierten. Wir nahmen in einem gepflegten Wartezimmer Platz, draußen herrschte rege Betriebsamkeit. Ein dicker Mann in gelben Holzschuhen, mit einem ausgebrannten Zigarrenstummel im Mundwinkel und einem Kittel an, versuchte, ein nervöses Pferd in einen etwas zu niedrigen Anhänger zu bugsieren. Seine Frau assistierte ihm dabei, indem sie sich vorn in den Anhänger stellte und das Pferd mit Apfelstücken und sinnlosen Rufen zu locken versuchte, was jedoch zu keinem anderen Ergebnis zu führen schien als die Verärgerung des „Peerbuur'n²“ weiter zu steigern.

Ein kleines Mädchen stand mit einem dicken Shetlandpony auf dem Hof und wartete darauf, an die Reihe zu kommen. Sie zauste nervös an der Mähne ihres Lieblings und kralte ihm den Hals. Ihr Vater sah aus wie jemand, der sich für diesen veterinärmedizinischen Ausflug einen teuren Urlaubstag hatte erkaufen müssen, einer, der bei solchen Gelegenheiten in Gummistiefel steigt, sich eine Thermoweste anzieht und trotzdem wie ein verirrter Mathematiklehrer aussieht. Ich begegne solchen Zeitgenossen manchmal bei uns im örtlichen Supermarkt, lärmend und in



Holzschuhen, Zugereiste, die statt „sehen“ „kieken“ sagen, deren Großstadtakzent jedoch auch im „Kieken“ noch deutlich durchschimmert.

Die Art Leute, die, um die Integration in die Dorfgemeinschaft zu fördern, Gartenpartys organisieren: herrliches Wetter, ein hübsches Gartenzelt, leise Fahrstuhlmusik, ein Gläschen Perlwein dieser oder jener Marke und für die Männer ein Weißbier, das aus einer angemieteten Zapfanlage kommt. Etwas später dann ein Lammkotelett in Honig-Rosmarin-Marinade, beidseitig jeweils eine Minute auf der integrierten Grillplatte der nicht gemieteten, sondern hauseigenen Gartenküche angebraten. Eine lustige, etwas kryptische und auf dem Computer selbst entworfene Einladung, die allen Nachbarn in die Briefkästen gesteckt wird:

Wichtige Bekanntmachung!

Was? Gartenfest

Wo? Molenweg 24

Wann? Nächsten Sonntag

Wer? Alle, die Hunger und Durst haben

Warum? Darum!

Doch dann stellt sich heraus, dass sie bei ihren Recherchen das Wichtigste vergessen haben, sodass außer der eigenen Verwandtschaft und einem vereinzelt Paar von auswärts niemand erscheint. Denn am Sonntag geht man bei uns in die Kirche, anschließend wird warm gegessen, vielleicht noch ein kurzer Spaziergang getätigt, und dann, am frühen Abend, geht es auch schon wieder in die Kirche. Sonntags erhebt man nicht seine Stimme, die Kinder rennen nicht herum und wenn überhaupt etwas gefeiert wird, ist es der Besuch des Gottesdienstes, das Lesen der Frohen Botschaft, das Singen von Kirchenliedern, außerdem sind Kaffee und Kuchen angesagt.



Zugegeben, wir selbst sind und bleiben auch nach zwanzig Jahren noch „Zugereiste“, aber wir sagen zu unseren Nachbarn niemals „kieken“, und das, glaube ich, macht den Unterschied.

Das Mädchen mit dem Pony sah besorgt aus und redete dem träge vor sich hin stierenden Tier tröstend und beruhigend zu. Ihr Vater lief, die Augen zum Himmel erhoben, herum und telefonierte, als ob die Antwort auf die Frage, wann er seine Arbeit wiederaufnehmen könne, irgendwo in den Wolken zu finden sei. Verzweifelte Gesten mit der Hand. Durch das Doppelglas des Warteraums hörten wir nichts, doch das machte die Pantomime draußen nur noch spannender. Der Vater, noch ganz im Bann des soeben geführten Telefonats, teilte dem Mädchen offenbar etwas sehr Unväterliches mit und tippte dabei mit dem Zeigefinger herrisch auf die Motorhaube seines blitzblanken und auf Hochglanz polierten Jeeps, wie um dem Gesagten noch einmal Nachdruck zu verleihen. Das Mädchen begann zu weinen und suchte in einer Art Umarmung Trost bei seinem Pony. Der Vater drehte sich wie ein Wetterhahn hin und her: So habe er es doch auch wieder nicht gemeint, warum war Mama auch nicht hier, die doch viel besser mit solchen Situationen umgehen konnte – sie und ihre Tochter waren wie Pech und Schwefel, wenn es um die Tiere ging. Er hatte eigentlich überhaupt keine Zeit, und dann auch noch das furchtbare Herumgeheule. Unbeholfen ging er zum Pony und gab ihm zwei Klapse auf den Hintern, feige und ein wenig unsicher, ob es wohl die richtigen Klapse zur richtigen Zeit waren.
